

Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz, Bischof Dr. Markus Dröge,

Predigt am 21. Sonntag nach Trinitatis

5. November 2017, St. Marien, Matthäus 10, 34-39

*Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes
und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.*

I.

Gerade erst fünf Tage ist der Höhepunkt des Jubiläumsjahres „500 Jahre Reformation“ her. Großartige Gottesdienste und Veranstaltungen wurden überall gefeiert. Und ich höre die Berichte von übervollen Kirchen, von Menschen, die mit uns feiern wollten, und kaum Platz gefunden haben.

Sie, die Gemeinde St.Petri-St.Marien haben am Ursprungsort der Reformation in Berlin gefeiert in St. Nikolai, umgeben von dem beeindruckenden Kunstwerk „Lost words“ der Japanischen Künstlerin Chiharu Shiota. Ich war am andern Ursprungsort der Reformation, in St. Nikolai Spandau. Wir waren so viele, dass wir drinnen und draußen gefeiert haben, miteinander verbunden durch Videoübertragung hin und her von draußen nach drinnen und umgekehrt.

Eine Welle der Sympathie ist uns am Reformationstag entgegen geschlagen. Und vorher schon haben sich viele Menschen mitnehmen lassen durch die gesamte Reformationsdekade und das ganze Reformationsjahr. Wir haben uns in die Welt hinein geöffnet, konnten mit unsern katholischen Geschwistern ein Christusfest feiern, viele Kontakte knüpfen, Gespräche führen und haben Menschen, die bisher keine Erfahrungen mit unserer kirchlichen Tradition machen konnten, Türen geöffnet und Anknüpfungspunkte geboten. Ja, liebe Schwestern und Brüder, es ist gelungen, im Jubiläumsjahr das Wort Gottes in die Welt hinein zu bezeugen, mehr sonst – eine Saat der Hoffnung für die Zukunft.

II.

Heute nun hören wir auf einen Predigttext, der sich unmittelbar an den anschließt, der zum Reformationstag gepredigt wurde. Im Ohr ist mir noch der Ruf, den ich in Spandau weitergeben habe:

Was euch gesagt ist in das Ohr, das predigt auf den Dächern.

Ein Wort aus der Aussendungsrede Jesu an seine Jünger.

Heute hören wir die Fortsetzung aus dem Matthäus-Evangelium im 10. Kapitel:

Ihr sollt nicht meinen, dass ich gekommen bin, Frieden zu bringen auf die Erde. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Denn ich bin gekommen, den Menschen zu entzweien mit seinem Vater und die Tochter mit ihrer Mutter und die Schwiegertochter mit ihrer Schwiegermutter.

Und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein.

Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert.

Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folgt mir nach, der ist meiner nicht wert. Wer sein Leben findet, der wird's verlieren; und wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's finden.

Das fühlt sich an wie ein Guss mit kaltem Wasser nach den beglückenden Erfahrungen der Feierlichkeiten mit vielen Gästen und Gratulanten, nicht nur Christen, auch Juden, Muslime, Atheisten habe mit uns gefeiert. Und jetzt:

Ihr sollt nicht meinen, dass ich gekommen bin Frieden zu bringen auf die Erde. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Ich bin gekommen, Menschen zu entzweien.

Nach allem fröhlich-versöhnendem Feiern nun wieder die klare Unterscheidung. Die Schärfe des Schwertes, Abgrenzung. Wie kann ich diese harten Worte zusammendenken mit der Botschaft der Versöhnung, mit dem Ausschnitt des Matthäus-Evangeliums, den wir in der Evangeliums-Lesung gehört haben:

Liebt Eure Feinde! Wenn dich jemand auf deine rechte Backe schlägt, dem biete die andere auch dar.

Beides stammt aus dem gleichen Evangelium und berichtet von dem gleichen Jesus! Woran sollen wir uns halten?

III.

Viele Ausleger haben sich Mühe gegeben, den radikalen Satz Jesu vom Bringen des Schwertes einzuordnen. Denn wenn er unkommentiert stehen bleibt, ist er mindestens missverständlich. Ein angesehener Kommentator des Matthäusevangeliums, Ulrich Luz, hält ihn sogar für gefährlich.

Wie immer müssen wir auch hier die Worte der Bibel einordnen in ihren Kontext und ihre Zeit.

Verständlich wird die herbe Botschaft, wenn wir daran denken, wie die Christen in der Zeit lebten, als das Matthäusevangelium geschrieben wurde. Viele Christen lebten in ihren Familien in großer Spannung. Wer Jesus nachfolgte, konnte harsche Ablehnung erfahren, auch in der eigenen Familie. Der Theologe Gerd Theißen hat in seiner Soziologie des Urchristentums die Radikalität der Jesus-Bewegung aufgezeigt. Die Jünger waren Wandercharismatiker, die Haus und Familie verlassen haben, um den Anbruch des Reiches Gottes zu verkündigen.

In der jüdischen Tradition gab es Stimmen, wie etwa die des Propheten Micha, die Trennungen und Streit als unvermeidbare Begleiterscheinungen erwarteten, wenn das Reich Gottes kommen würde. Daran knüpft das Matthäusevangelium an. Streit und Trennungen sind unvermeidbar, wenn das Reich Gottes kommt. Am Ende müssen die Geister sich scheiden.

In der Reformationszeit haben Theologen bei der Auslegung des heutigen Predigttextes unterschieden zwischen dem aktiven und dem passiven Schwert.

Wenn Jesus sagt, er sei gekommen, das Schwert zu bringen, so sei nicht gemeint, dass er aktiv Kämpfe und Trennungen provozieren wollte. Er habe aber mit seiner Botschaft ausgelöst, dass solcher Streit entsteht. Denn die Botschaft Jesu geht nicht in dieser Welt auf. Sie provoziert in dieser Welt Unterscheidungen. Und genau deshalb brauche Jesu Botschaft vom Schwert als Gegenüber das Gebot der Feindesliebe. Sonst würde die Radikalität der Botschaft Jesu Menschen, die sich Jesus nicht in aller Radikalität anschließen, das Lebensrecht ab-

sprechen. Und wozu religiöse Radikalisierung führen kann, das können wir gegenwärtig leider immer wieder erleben. Genau deshalb ergänzen und bedingen sich die beiden Evangeliumstexte des heutigen Sonntags.

Nicht Entzweiung ist das Ziel der Botschaft Jesu, sondern Nachfolge. Wer dem Ruf in die Nachfolge folgt, kann aber leider in dieser Welt dazu gezwungen sein, sich gegen seine Familie und die gewohnte Umgebung zu entscheiden.

Dietrich Bonhoeffer hat in seinem Buch „Nachfolge“ aus den 1930er Jahren aufgezeigt, wie in der frühen Geschichte des Christentums die radikale Form der Nachfolge dem Mönchtum überlassen wurde. Verzicht auf Familie, auf Eigentum, Askese und Gehorsam wurden delegiert auf diejenigen, die sich mit ihrem ganzen Leben Christus zu eigen gegeben haben. Dieses führte aber dazu, dass die Welt umso weltlicher sein durfte. Bonhoeffer sieht auch darin einen Ansatzpunkt der Reformation. Er illustriert dies am Beispiel Luthers. Luther wählte den Weg ins Kloster in der Annahme und dem Wunsch, hier ein Leben in der Nachfolge am reinsten und radikalsten gehen zu können. Bonhoeffer schreibt:

„Der Ruf ins Kloster kostete ihn den vollen Einsatz seines Lebens. Er wollte unbedingt einer von denen sein, die jene Höchstleistung erbrachten. Erst sein Scheitern öffnete ihm die Augen. Er erkannte, dass die Selbstverleugnung der Nachfolgenden letztlich zu einer Art geistlich verbrämten Selbstbehauptung pervertierte. Im Zusammenbruch des mönchischen Ideals sah der Reformator die rettende Hand Gottes ausgestreckt. Darum musste er das Kloster verlassen und zurück in die Welt. Aber dieses Zurück führte nicht zu einem Kompromiss oder zu einer Durchschnittsfrömmigkeit! Im Gegenteil: Dieser Rückweg bedeutete ,den schärfsten Angriff, der seit dem Urchristentum auf die Welt geführt worden war [...]. Nachfolge Jesu musste nun mitten in der Welt gelebt werden. Was unter den besonderen Umständen und Erleichterungen des klösterlichen Lebens als Sonderleistung geübt wurde, war nun das Notwendig-

ge und Gebotene für jeden Christen in der Welt geworden [...]. Der Christ war der Welt auf den Leib gerückt. Es war ein Nahkampf. “¹

Ja, so kämpferisch konnte Dietrich Bonhoeffer das Leben als Christ beschreiben.

IV.

In der kommenden Woche, liebe Gemeinde, jährt sich der Jahrestag der friedlichen Revolution zum 28. Mal. Diese Tage im Herbst 1989 haben etwas von dem sichtbar gemacht, was unsere Perikope aussagen will. Mit den Friedensgebeten in den Kirchen folgen Menschen dem Aufruf Jesu:

Selig sind, die da hungert und dürstet nach Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden. Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen. Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn ihrer ist das Himmelreich.

Die Friedensgebete haben die Unterscheidung deutlich gemacht. Nicht Unrecht, sondern Recht und Gerechtigkeit will Gott. Wer sich getraut hat, dieser Botschaft zu folgen, hat Anfeindungen und persönliche Nachteile, Gefängnis und familiäre Entzweiung in Kauf genommen. Wie mutig die Teilnahme an diesen Gebeten und den ihr folgenden Friedensmärschen war, wird mir immer wieder deutlich, wenn ich Geschichten von Beteiligten höre oder lese. Und dann „Keine Gewalt!“ Konsequenter haben die Demonstranten dieses Gebot umgesetzt, auch dies mit einem hohen persönlichen Risiko. Menschen haben sich getraut, diesen Weg zu gehen, weil sie eine Vision hatten. Sie wollten eine Gesellschaft, die offen ist, gerecht und frei. Ein Abbild des Lebens, das Jesus in den Erzählungen vom Reich Gottes verheißt. Dies war die Motivation. Dafür sind sie ein persönliches Risiko eingegangen. Da gab es Spaltungen und Streit bis in die Familien hinein. Die Hoffnung, teilzuhaben an einer offenen und freien Gesellschaft, war stärker als die Furcht vor Auseinandersetzung und Streit.

¹ Zitat von Prof. Dr. Ralph Kunz, Bonhoeffer-Zitat aus Nachfolge, München ¹⁰1967, S.18f.

V.

So harsch die Worte des heutigen Predigttextes klingen mögen. Sie machen eines deutlich: Die Welt braucht ein entschiedenes Christsein. Nicht nur damals, zur Zeit der ersten Christen; nicht nur damals vor 28 Jahren, als Christen sich entschieden für die Menschen- und Bürgerrechte in der DDR eingesetzt haben. Nein, auch heute. Auch heute ist es wichtig, sich für Menschenrechte und Bürgerrechte einzusetzen, bei uns und weltweit. Wir können hier in unserem Land den christlichen Glauben frei und offen leben, anders als viele Christen weltweit die verfolgt werden wegen ihres christlichen Glaubens, ja sogar getötet werden. So leben zu können, wie wir, ist ein großes Geschenk. Aber dieses Geschenk darf uns nicht bequem machen. Weil wir in aller Freiheit leben können, ist unsere Verantwortung auch umso größer. Wir müssen einstehen für Menschenwürde, Gerechtigkeit, Frieden. Denn nur so ist Freiheit möglich und bleibt Freiheit möglich.

Wir Christen in Europa sind immer noch zu vornehm-zurückhaltend, wenn es darum geht, zu zeigen, was wir glauben, zu bekennen, wozu wir stehen. Das muss anders werden. Und da können so strenge und harsche Worte, wie die des heutigen Predigttextes uns aufhelfen:

Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folgt mir nach, der ist meiner nicht wert. Wer sein Leben findet, der wird's verlieren; und wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's finden.

Ich glaube, dass es nötig ist, noch viel stärker für die christlichen Überzeugungen einzutreten. Sie sind keine Selbstverständlichkeit. Wir müssen deutlicher sagen, wovon wir überzeugt sind, auch wenn das die eine oder andere Spannung, den einen oder anderen Streit provoziert.

Klare Haltungen können Dissonanzen erzeugen, Widerspruch herausfordern. Das lehren uns die Worte Jesu, die wir heute gehört haben.

Aber manchmal ist eben genau dies auch nötig.

Amen.